

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte = Revue suisse d'histoire religieuse et culturelle = Rivista svizzera di storia religiosa e culturale
<b>Herausgeber:</b>	Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte
<b>Band:</b>	104 (2010)
<b>Artikel:</b>	"Auch so ein Alt-Achtundsechziger!" : Erlebnisbericht eines Zeitzeugen
<b>Autor:</b>	Gasser, Albert
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-327758">https://doi.org/10.5169/seals-327758</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# «Auch so ein Alt-Achtundsechziger!» – Erlebnisbericht eines Zeitzeugen

Albert Gasser

Eine abendliche Runde in einer Theologenverbindung bei einem Fondue im Advent 2009. Im Gespräch fällt der Name eines promovierten Schweizer Theologen und Priesters vorgerückten Alters mit hervorragendem wissenschaftlichem, kirchlichem und gesellschaftspolitischem Lebensausweis. Ein jungforscher Theologiestudent provoziert darauf mit dem abschätzigen Einwurf, dass der halt leider ein Alt-Achtundsechziger sei. Diese unbedarfe Disqualifikation aus dem Mund eines Grünschnabels verärgert kurz die anwesenden älteren Semester, wäre aber weiter auch nicht erwähnenswert, wenn sie nicht ein vorhandenes Grundmuster aktuellen innerkirchlichen Diskussionsverhaltens wiedergäbe.

Es zirkulieren seit Jahren in einem gewissen und sicher kleinen Segment junger katholischer Akademiker neostramme ultramontane Parolen, die vielleicht nur das bekannte Generationenspiel wiedergeben. Wie auch immer. Bevor diese Doktrin in der persönlichen und beruflichen Lebensgestaltung nicht die Probe bestehen muss, verpflichtet sie sowieso zu nichts. Ein weiteres, wiederum gewiss kleines Segment heutiger Priesteramtskandidaten zöge im Priesterseminar am liebsten wieder die Soutane an. Aber vom Loblied vergangener Zeiten werden nur selektiv Strophen angestimmt. Der gesamte Inhalt einer Priestererziehung, wie sie noch vor 50 Jahren mit leichten Nuancen überall und für alle verpflichtend war, würde im Ernstfall von denselben Leuten als unzumutbar weit von sich gewiesen. Da wird etwas romantisch verklärt, von dem man keine Ahnung hat. Ich komme später nochmals auf diese Thematik zurück.

## *Vor 1968 war 1958 und anschliessend das Konzil*

1945 war in der katholischen Kirche im liturgischen und theologischen Bereich sowie im Pfarreileben im westlichen Teil Europas keine eigentliche Zäsur, nicht einmal in Deutschland. Man konnte weitermachen und restaurieren, ruhiger als bisher und weitgehend ungestört. Signifikant waren die politischen Aufbrüche der

katholisch geprägten christlichen Parteien in der Tritt fassenden deutschen Bundesrepublik, in Italien, Frankreich und Österreich, mit stark antikommunistischer Stossrichtung. Mit Genugtuung nahm man auch in der katholischen Schweiz zur Kenntnis, dass in der materiellen und moralischen Trümmerlandschaft nach dem Zweiten Weltkrieg überzeugte und praktizierende Katholiken politisch ans Ruder kamen: Adenauer in Westdeutschland, Schuman in Frankreich und De Gasperi in Italien. Auch die (katholische) Konservative Volkspartei der Schweiz konsolidierte sich nach dem Krieg. Die 50er Jahre bescherten dem Priester – und Ordensnachwuchs fortgesetzte Hochkonjunktur. In der Schweiz kam nochmals eine kultatkämpferische Biese auf, hauptsächlich um die konfessionellen Ausnahmeartikel. Der Zürcher Kantonsrat leistete sich im September 1953 eine dreitägige Jesuitendebatte und diskutierte ausgiebig und emotional, da die Präsenz von Jesuiten in Zürich an den zwei Hochschulen relativ stark war.<sup>1</sup>

Nach dem Ersten Weltkrieg war das anders. Da brach in der Kirche vieles auf. Romano Guardinis Schrift «Vom Geist der Liturgie» (1918) wirkte wie eine Initialzündung und schob die «Liturgische Bewegung» erneut und nachhaltig an. Dies in etwa vorsichtig formuliert analog zu Karl Barths «Römerbrief» (1919) mit anderer Stosskraft. Gemeinsame Bibellektüre und Exerzitienkurse waren im Vormarsch. Der verstärkte Rückgriff auf die Kirchenväter, akzentuierte historisches Denken und der Einbezug der zeitgenössischen Philosophie befruchteten die «Nouvelle Théologie» in Frankreich ab den 30er Jahren, die auch in den deutschen und italienischen Sprachraum ausstrahlte. Von der Blütezeit des Vereinswesens in der Zwischenkriegszeit ganz zu schweigen.

Die zweite Zäsur im 20. Jahrhundert war der Papstwechsel 1958 und vor allem der Paukenschlag mit der Ankündigung des Konzils am 25. Januar 1959. Johannes XXIII. hatte handverlesene Kardinäle zu einer Besprechung nach San Paolo fuori le mura eingeladen. Ganz wenige waren eingeweiht. Das Gros der Kurie ahnte nichts. Der Papst fieberte vor Erwartung, vermischt mit ängstlichen Gefühlen. Wie wird man seine Initiative aufnehmen? Um den kommenden Schlag abzufedern, plauderte Johannes in seiner typischen Art vom Eindruck, den Rom nach wenigen Monaten im Amt auf ihn gemacht habe und sprach vom «Gesumm». «Ein wahrer Bienenstock voller Menschen», so der Papst wörtlich. Und dann folgte der Donnerschlag.<sup>2</sup>

Die überrumpelten Zuhörer waren zuerst betäubt. Dann aber regte sich an der Kurie rasch entschiedener Widerstand und die grimmige Entschlossenheit, den Schaden möglichst zu begrenzen. Kardinal und Erzbischof Giuseppe Siri von Genua sprach sich Mut zu. «Die Ruhe Roms wird helfen.»<sup>3</sup> Der spätere Paul VI., damals Giovanni Battista Montini, Erzbischof von Mailand und frisch erkürter Kardinal, soll einem Freund ins Telefon gestöhnt haben: «Dieser heilige alte

<sup>1</sup> Albert Gasser, *Vom rätischen Fürstbistum zur schweizerischen Diözese*, Strassburg 2003, 21–27. Ders., *Bündner Kulturkampf. Vor 40 Jahren – Parteien- und Pressekrieg auf konfessionellem Hintergrund*, Chur 1987.

<sup>2</sup> Otto Hermann Pesch, *Das Zweite Vatikanische Konzil*, Würzburg 1994, 47.

<sup>3</sup> Giuseppe Alberigo (Hg.), *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils* (deutsch: hg. von Klaus Wittstadt), Mainz/Leuven 1997, Bd I, 21 mit Anm. 35 und Bd. II, 2000, 2.

Knabe scheint nicht zu merken, in was für ein Hornissennest er da sticht».<sup>4</sup> Die Konsternation an den vatikanischen Schalthebeln und in zentralen italienischen Bischofssitzen war also perfekt. Ein halbes Jahr später schrieb ein Beobachter an Kardinal Montini, bei dem sich unterdessen offenbar ein Gesinnungswandel vollzogen hatte: «Das Rom, das Du kennst und aus dem Du ins Exil geschickt wurdest, zeigt keine Anzeichen der Veränderung [...] Der Kreis der alten Geier kommt nach dem ersten Schrecken zurück».<sup>5</sup> – Diese etwas ausführliche Schilderung zeigt, dass es von Anfang an, unabhängig vom Verhandlungsergebnis, eine dezidierte Feindschaft gegen das Konzil gab.

Domierte in Rom das blanke Entsetzen, zeigte sich der Weltpiskopat wenig beeindruckt und recht skeptisch, und auch einen Theologen vom Format eines Karl Rahner beschlichen spontan ungute Gefühle aus der Befürchtung heraus, ein künftiges Konzil könnte wieder dogmatisieren und den Theologen noch mehr Maulkörbe verpassen.<sup>6</sup> Dafür schlügen die Wogen der Begeisterung und freudigen Erwartung an der «Basis» umso höher. Niemals in der Geschichte der katholischen Kirche gab es so viel Zustimmung zu Papst und Universalkirche wie in diesem Zeitfenster zwischen 1959 und 1962, zwischen Ankündigung und Beginn des Konzils. Dieses intensive Kirchengefühl, dieses «sentire cum ecclesia», war einmalig und kurz. Die kirchlichen «Flitterwochen» hielten so lange an, bis das Konzil nach der Eröffnung Tritt zu fassen versuchte und das «wandernde Gottesvolk» – auch ein lieb gewonnener Begriff jener Zeit – erste «Bremsspuren» hinterliess und «Pannenstreifen» beanspruchte. Was früher Schweizerische Katholikentage für ein paar Stunden erreichten, wurde für gut drei Jahre zu einer Art Dauerzustand. Es war, wie wenn nach einem kalten erstarrten Winter ein frühlinghafter Wärmeeinbruch die Natur zum Blühen und Grünen bringt. Es waren simple Schlagworte wie «Aggiornamento» und «Oekumene», welche die kirchlichen Lebensgeister weckten und ihre Eigendynamik entfalteten. Ich erlebte als Theologiestudent im Anfangsstadium diesen Aufbruch am damaligen Priesterseminar St. Luzi in Chur, das – im Unterschied und geradezu in Abgrenzung zur damaligen Theologischen Fakultät Luzern – in den Hauptfächern einen ausgesprochen fortschrittlichen und innovativen Kurs steuerte. Der Churer Dogmatiker Johannes Feiner wurde 1960 zum Konsultor des römischen «Sekretariats für die Einheit der Christen» unter der Leitung von Kardinal Augustin Bea berufen. Und der Churer Moraltheologe Franz Böckle folgte 1963 einem Ruf an die Universität Bonn, wo er die katholische nachkonkiliäre Moraltheologie im deutschen Sprachraum nachhaltig prägte, später daselbst zum Rektor avancierte und in der damaligen bundesdeutschen Hauptstadt als Berater der deutschen Bischöfe für ethische Fragen auch mit Bundeskanzler Helmut Schmidt Austausch pflegte. – Der (katholische) Schweizerische Studentenverein (StV) veranstaltete an Ostern 1962 ein

<sup>4</sup> Peter Hebblethwaite, Johannes XXIII., Zürich 1986, 412.

<sup>5</sup> Alberigo (Hg.), Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils I (wie Anm. 3), 22.

<sup>6</sup> Herbert Vorgrimler, Karl Rahner. Gottesfrage im Leben und Denken, Darmstadt 2004, 83.

«Ökumenisches Symposion» unter Mitwirkung katholischer und reformierter Professoren und Studierender beider Konfessionen. Zu diesem Zeitpunkt eine veritable Novität.

Die Stimmung war vergleichbar mit dem «Prager Frühling» neun Jahre später. Es war, als ob der Papst Gedanken- und Redefreiheit proklamiert hätte. Eingelagerte Ansätze und Aufsätze wurden aus den Schubladen gezogen. Theologen und Pfarrer entwickelten spontan Mut und wagten in Vorträgen und Predigten Dinge beim Namen zu nennen, die sie vorher, aus Angst vor Denunziation, nur in kleinem Kreis, wenn es gut ging, in Seminarien, auf Tagungen oder in Priester- und Akademikerexerzitien aufs Tapet brachten. Dann meldeten sich auch sofort Hoffnungen in Bezug auf eine Lockerung der Zölibatspflicht, die, wie sich bald herausstellte, nie auch nur die geringste Chance am Konzil und danach hatte, mit Ausnahme des verheirateten Diakonats.

Das, was man bis heute den positiven «Geist des Konzils» nennt, herrschte vom Beginn der Ankündigung, bevor das Konzilsplenum zusammentrat und bevor das Konzil Beschlüsse gefasst hatte, die übrigens nie Begeisterungsstürme auslösten, sondern Erwartungen bestätigten oder enttäuschten. Diese Grundempfindung, die einmal angeregt wurde, verselbstständigte sich. Das Konzil selber hat nie mit einer wirklichen Überraschung aufgewartet und hat nichts erfunden, sondern vieles vorgefunden und manches davon sich zu Eigen gemacht. Das ist die Kurzformel für die historische Leistung des Zweiten Vatikanums. Es hat einen riesigen Reformstau angegangen. Es brodelte und pfiff aus dem Kochtopf Kirche, als endlich der Deckel gehoben und Dampf abgelassen werden konnte. Um beim Bild zu bleiben. Man kann das Zweite Vatikanum von 1962 bis 1965 als das bedeutendste kirchengeschichtliche Ereignis des 20. Jahrhunderts einstufen, aber das Konzil wäre in seinem Ablauf und mit seinen Produkten gar nicht denkbar gewesen ohne die unzähligen vorkonziliären Zutaten, mit denen es aufbereitet wurde. Die Chefköche des Konzils schöpften aus bereits bewährten Kochbüchern.

Theologisch, ethisch, pastoral und vor allem liturgisch war alles längst präpariert. Die Konzilsväter brauchten nur zuzugreifen, was in unzähligen Publikationen und Memoranden x-mal angeregt und ausformuliert worden war. Wirklich sensationell war einzig die «Erklärung über die Religionsfreiheit». Von einer «Kopernikanischen Wende» war die Rede: vom Wandel vom «Recht der Wahrheit» zum «Recht der Person». Die Menschenwürde wurde kirchlich höchststoffziell herausgehoben wie vorher nie annähernd. Damit war der Syllabus von 1864 aus dem Kanon verpflichtender Verlautbarungen faktisch verabschiedet.

Gewiss setzte auch das Konzil deutliche Signale. Johannes XXIII. und Paul VI. konnten sich auf eine Art «Konzilsfraktion» stützen, welche die Majorität bildete. Diese war offen für Erneuerung und Neues. Wort- und schriftführend war der grosse «Mitteleuropäische Block» auch «Weltweite Allianz» genannt, inspi-

riert und gefestigt durch eine fruchtbare theologische deutsch-französische Zusammenarbeit. «Der Rhein fliesst in den Tiber» hiess es, ein treffendes Bild für diese Symbiose.<sup>7</sup>

Die traditionalistische, konzilsskeptische Fraktion, die Minorität konstituierte sich auch. Insgesamt bot sich so etwas wie ein vertrautes parlamentarisches Bild: Die Regierung, der Papst stützte sich auf die Mehrheit. Die Opposition konnte auf die Kurie zählen. Allerdings waren die Grenzen dieser Gruppierungen fliesend. In den Endabstimmungen schälten sich dann jeweils grosse Mehrheiten bis zur schieren Einstimmigkeit heraus, weil man zuletzt nicht überstimmen, sondern möglichst geschlossen zusammenstimmen wollte, was nur durch mühsame und bis zur Zerreissprobe ausgehandelte Kompromisse zustande kam. Darin liegt die Tragik des Konzils. Die anschliessende Disharmonie, die sich zum Dauerrzzustand entwickelnde Polarisierung innerhalb der katholischen Kirche, resultierte genau aus der überstrapazierten Harmoniebedürftigkeit des Konzils.

Ein klassisches Beispiel für diesen unseligen Tatbestand: Die Kirchenkonstitution «Lumen gentium», welche die Kollegialität der Bischöfe mit dem Papst festschrieb, neutralisierte Paul VI. mit einem Vorspann, der die Papstartikel des Ersten Vatikanischen Konzils einschärfte. «Ob dieser Erfolg zu teuer erkauf worden ist [...] » fragte damals der junge Konzilstheologe Joseph Ratzinger.<sup>8</sup> Lang ist's her, dass man von Ratzinger solches und ähnliches hörte. Paul VI. musste auf einem «Rapport» die römische Kurie endlich zur Akzeptanz des Konzils verpflichten. Dafür beruhigte er die besorgte Prälatenschaft, dass er die Reform der Kurie nicht dem Konzil übergebe, sondern dass diese Chefsache werde. Auf eine befriedigende Kurienreform wartet die Kirche immer noch. Dass die Konzilsmehrheit eine effektive Mitbestimmung der Bischöfe an der Kirchenleitung wollte, kann vernünftigerweise nicht bestritten werden. Aber auch nicht das Gegenteil, dass der päpstliche Zentralismus nach dem Konzil zugenommen und auf einem bisher nie erreichten Stand steht. Von Mitwirkung und Mitbestimmung in Sachen Kirchenleitung keine Spur. Rom malträtiert und verhöhnt innerkirchlich das Subsidiaritätsprinzip. Noch vorhandene einigermassen freie Bischofswahlen wie in den Bistümern Basel und St. Gallen sind der römischen Kurie ein Dorn im Auge. Dann wird auch vor Ort von Hardlinern Sturm gelaufen gegen das schweizerische duale System mit den staatskirchenrechtlichen Strukturen, spielt sie gegen die «libertas ecclesiae» aus, die nicht zuletzt dazu dienen sollte, die eigenen Ambitionen ungestört pflegen zu können. Dabei schützen heute diese aus dem 19. Jahrhundert stammenden, damals zweifellos kultur-

<sup>7</sup> Alberigo (Hg.), Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils II (wie Anm. 3), 232–245; Albert Gasser, Der Paukenschlag des Papstes. Die Ankündigung des Konzils 1959. Das Echo: Schock bis Euphorie – Atmosphärisches und Inhaltliches um Vorbereitung und Beginn des II. Vatikanums, in: Manfred Belok/Ulrich Kropac (Hg.), Volk Gottes im Aufbruch. 40 Jahre II. Vatikanisches Konzil, Zürich 2005, 74; ders., Geschichtslegenden. Johannes XXIII. und das II. Vatikanische Konzil, in: ders., Kleine Kirchengeschichten. Essays, Zürich 2008, 155d–173; Herder Korrespondenz Spezial, Das unerledigte Konzil. 40 Jahre Zweites Vatikanum, 2005.

<sup>8</sup> Helmut Krätsch, Vom Geist des Konzils, in: Herder Korrespondenz Spezial (wie Anm. 7), 7–11.

kämpferischen Konkordatsbestimmungen die Ortskirche vor römischer Willkür. Das ist die Wirklichkeit. Dazu kommt noch, dass das zivile Recht dem Kirchenrecht an humaner Kultur deutlich überlegen ist. Das wirkt alles dermassen grotesk, wenn man zudem bedenkt, dass der Staat in der Schweiz und im EU-Raum gegenwärtig um einiges kirchenfreundlicher ist, als es die Politik während der gesamten Kirchengeschichte war. Die nach Taktfahrplan tagende Bischofssynode blieb eine Farce. Man könnte ein bekanntes Stalin-Wort abwandeln und sagen: «Das Konzil kam und ging, Papst und Kurie blieben, was sie waren». Man kann über Strukturveränderung in der Kirche debattieren soviel man will. Die römischen Vorgaben haben sich um keinen Deut vom absolutistischen System weg bewegt. Kein Schritt in Richtung Gewaltentrennung. Alles scheitert letztlich am Veto von Papst und Bischöfen.

Man darf den konkreten Konzilsablauf als ganzen auch nicht überschätzen oder überbewerten. Das Plenum von über zweitausend Stimmberechtigten bestand logischerweise zum grossen Teil aus «Hinterbänklern». Und die hübschen Farbaufnahmen von einer Generalkongregation mit den für den Fototermin aufgesetzten Mitren dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass unter diesen mässig bequemen Hüten nicht eitel Begeisterung sprühte, sondern oft Langeweile, Frust, Müdigkeit, Unwohlsein, Krankheit und Sorgen aller Art.

Wenn der Mainzer Bischof und Kardinal Karl Lehmann vierzig Jahre nach Abschluss des Konzils klagt: «Man zitiert von verschiedener Seite, ob konservativ oder progressiv, nur Textsplitter»<sup>9</sup>, liegt das eben genau in der Natur der Konzilsdokumente. Sie wurden so abgefasst, dass sie sich als Steinbruch geradezu anbieten, aus dem jeder das für ihn passende Stück herausbrechen und damit herumwerfen kann.

Beim andauernden ekklesiatischen Zerwürfnis, das man dem «unerledigten Konzil» mit seiner «gespaltenen Rezeption» zuschreiben mag, hat sich die grosskirchliche Grundbefindlichkeit dennoch irreversibel gewandelt, und zwar im «liberalen» wie im «konservativen» Lager. Das verbindet beide Fronten. Ein Volk-Gottes-Bewusstsein, das auch die Verfechter der hierarchischen Strukturen gern in Anspruch nehmen, wenn sich die Amtsträger nicht so verhalten, wie es die sich selbst anmassenden glaubenshüterischen Verteidiger der Tradition verlangen, die sich selbstherrlich als «pars sanior» verstehen.

An drei Elementen oder Ereignissen lässt sich eine deutliche Handschrift des Konzils ablesen:

1. In seiner Eröffnungsrede zum Konzil, am 11. Oktober 1962, lief der bereits todkranke Johannes mit fulminanten und prophetischen Worten zur Hochform und zum Höhepunkt seines Pontifikats auf. Er beschwore die Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens für Differenzierung und Relativierung. Man verklage ständig die «böse» Welt, jammere gerne so, als ob sich im Vergleich zu früher immer alles zum Schlechteren entwickelt hätte. Diesem eingefleisch-

<sup>9</sup> Karl Lehmann, Hermeneutik für einen künftigen Umgang mit dem Konzil, in: Günther Wasilowsky (Hg.), Zweites Vatikanum – vergessene Anstösse, gegenwärtige Fortschreibungen, Freiburg i.Br. 2004, 71–89, hier 76.

ten kirchlichen Standardlamento und Fundamentalpessimismus müsse man Widerstand leisten und den Unglückspropheten ins Wort fallen. Das wurde gehört und auch ausserhalb des Konzils wahrgenommen und bildete einen wichtigen Teil des überaus positiv Atmosphärischen des Konzils.

2. Zwei Tage später erlebte das Konzil vielleicht seine grösste Sternstunde. Auf der Tagesordnung stand die Wahl der Konzilskommissionen. Die Konzilsväter erhielten für ihre Auswahl zwar leere Wahlzettel, aber die sorgfältig ausgewählten Namen gleich mitgeliefert, ziemlich exakt nach dem Muster von Wahlfarcen im damaligen Osteuropa. Dagegen erhob sich vom Präsidialtisch augenblicklich Widerstand. Der Antrag auf Verschiebung der Wahlen und damit für freie Wahlen wurde per acclamationem mit lang anhaltendem Beifall angenommen. Das war die Geburtsstunde der Selbstbestimmung des Konzils. Ein italienischer Kardinal kommentierte: «Die Nordeuropäer sind böse auf Rom». Ein afrikanischer Bischof würdigte die Konfrontation als «Weg zum Geist der Kollegialität» Und ein amerikanischer Bischof bemerkte: «Wir merkten, dass wir ein Konzil waren – und keine Klasse von Schuljungen, die man zusammengetrommelt hatte»<sup>10</sup>.
3. In allen Verlautbarungen und Konzilstexten wollte man mit der Welt ins Gespräch kommen. Dieser Ton war für offizielle kirchliche Äusserungen nun sensationell neu. Man verzichtete auf Entrüstung und Defensive, Selbstmitleid und Verurteilungen. Johannes XXIII. hatte auf zwei Punkte das Konzil verpflichtet: Keine Verdammungen und keine Dogmatisierungen. Die Anrede ist immer auch für nichtkatholische Christen, nichtchristliche Religionen und ausserreligiöse Denker und Gestalter wohlwollend. Dafür steht vor allem die Pastoralkonstitution mit dem bezeichnenden Titel «Gaudium et spes». Der einfühlsame und aufmunternde Impuls, die Sympathie für alle Menschen, wirkten mehr als der Inhalt. Und es war immer wieder eben dieser Geist, der aus der Konzilsaula herausströmte.

Das Konzil wird für Dinge im «Guten» wie im «Schlechten» bis zur Stunde verantwortlich gemacht, die inhaltlich und spirituell gar nicht auf sein Konto gehen. Es wehte eben auch ausserhalb des eigentlichen Geschehens in Rom, parallel dazu und nachher ein «Geist des Konzils», der alles Mögliche legitimierte und von vielen als Ungeist verteufelt wurde. Veränderungen in kirchlichen Gemeinschaften oder in der Praxis der Seelsorge, die längst überfällig waren, riefen mit oder ohne Grund das Konzil zum Zeugen an. Mit dem vermeintlichen Konzil im Rücken lebte es sich für Verantwortliche oder für aufbegehrende Bittsteller leichter. Und andere fühlten sich in ihren negativen Urteilen über das Konzil bestätigt.

<sup>10</sup> Alberigo (Hg.), Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils II (wie Anm. 3), 31–38; Pesch, Das Zweite Vatikanische Konzil 90 (wie Anm. 2).

### *Die zwei Achtundsechziger Ereignisse der katholischen Kirche*

Die säkulare 68er Bewegung und Revolte ging gewiss nicht aus dem Konzil hervor. Da waren andere Kräfte am Werk. Aber sie hätte die katholische Kirche wohl in noch massiverer Weise getroffen, wenn nicht vieles durch die Bewusstseinsbildung durch das Konzil vorbereitet gewesen wäre. Der gepriesene oder geshmähte Geist des Konzils erhielt Verstärkung durch die darauf folgende 68er Dynamik.

Das erste datiert 1967. Am 24. Juni 1967 erliess Papst Paul VI. die Enzyklika «*Sacerdotalis caelibatus*». Das war eine Reaktion auf ein unterdrücktes Thema am Konzil. Im Rahmen des Dekrets über Dienst und Leben der Priester während der letzten Konzilssession 1965 war ursprünglich eine Diskussion über den Zölibat vorgesehen. Paul VI. verhinderte dies durch direkte Intervention, gegen den ausdrücklichen Wunsch verschiedener Bischöfe. Der belgische Kardinal Leo Suenens, einer der vier Konzilspräsidenten, kritisierte diese Abblockung heftig, als 1970 die holländische Kirche von einer schweren Krise geschüttelt wurde. Der Papst bekräftigte mit seinem Rundschreiben die Zölibatsforderung, signalisierte aber Verständnis beim Scheitern. Ein diesbezüglicher Massnahmenkatalog erschien 1971. Faktisch wurde in der Folge bei einer Laisierung die Dispens vom Zölibat gewährt. Die laisierten Priester durften also kirchlich heiraten, aber keine priesterlichen Funktionen mehr ausüben. Von diesen Erleichterungen wurde in der Folge reichlich Gebrauch gemacht. In den 70er Jahren kam es zu einem streckenweise regelrechten Massenexodus von Priestern. Seltsam war, dass zahlenmäßig der Weggang zwischen Welt- und Ordenspriestern nicht signifikant verschieden war. Papst Johannes Paul II. stellte alsbald nach seinem Amtsantritt 1978 diese menschenfreundliche Praxis wieder ab und kehrte zu alten Rigorosität zurück, was der Innsbrucker Bischof Reinhold Stecher als Herzenshärte tadelte, freilich erst bei seinem Rücktritt vom Amt.<sup>11</sup>

Das zweite Ereignis betraf nicht bloss die Priester, sondern die Ehen und damit alle. Deshalb war das Echo umso gewaltiger. Wiederum handelte es sich um ein Problem, welches das Konzil nicht erledigte, nämlich um die damals überaus brisante Thematik um die Methoden der Empfängnisverhütung. Paul VI. hatte das Geschäft einer Bischofskommission überlassen, und er setzte schlussendlich auf das Ergebnis der Kommissionsminderheit. Mit der Enzyklika «*Humanae vitae*», die mit Datum vom 25. Juli 1968 in die hochsommerliche Pause platzte, verbot der Papst die direkte Empfängnisverhütung und damit eine künstliche Geburtenregelung. Dies geschah zwei Monate nach der grossen Studentenrevolte und dem Generalstreik in Paris. Präsident General de Gaulle «floh» kurzfristig auf einen militärischen Stützpunkt nach Deutschland.

Eine Momentaufnahme: Ich war drei Wochen später mit Freunden in den Bergferien im Wallis, in der gleichen Pension, wo auch ein Jesuit von der Zürcher Akademikerseelsorge logierte. Dieser kam kaum dazu, seinen Rucksack zu packen, wegen telefonischer Dauerbelästigung aus aktuellem Anlass. Am Sonntag pre-

<sup>11</sup> Reinhold Stecher in einem Brief vom Dezember 1997. Zum Ganzen: Albert Gasser, Regel und Realität. Die Geschichte des Zölibats in der katholischen Kirche, Chur 2008.

digte ein anderer Jesuit vor der Pfarrgemeinde Randa. Unbekümmert fröhlich verkündete er, mit einem schon damals archaischen Bild, der Heilige Geist sei nicht im Tintenfass des Papstes eingesperrt (so wörtlich), worauf sich die Katholiken dieses Bergdorfes, Frauen und Männer, in ihren Bänken hörbar vor Vergnügen weideten. Diese Art der Vermittlung durch den Klerus und die Reaktion der Gläubigen war in diesem provinziellen Vorgang durchaus repräsentativ abgezeichnet. Bischöfe, Seelsorger und Beichtväter wandten sich in gequälten Erklärungen und Beruhigungsversuchen oder kündigten kurzerhand den Gehorsam. Der Papst wirkte in der Folge angespannt und gequält. Seine steifen Bewegungen und die raublecherne Stimme wurden sein Markenzeichen.

Das 68er Dokument Pauls VI. markierte generell einen Wendepunkt in seiner Stellung in Kirche und Gesellschaft. Der Papst musste nicht nur sachliche Kritik einstecken, sondern er wurde ein Opfer bissiger Karikaturen und offener Häme. So etwas hatte es in der katholischen Kirche seit Pius IX. (1846–1878) nicht mehr gegeben. Aber es stellte sich in der Folge auch eine paradoxe Situation ein: Der Papst verlor massiv an Autorität und auch an Ansehen, dafür aber beherrschte er von nun an bis heute die Massenmedien. Es handelt sich dabei nicht mehr um Befehlsempfang oder freundlich interessiertes Zuhören, sondern man will ihn vor das Forum der öffentlichen Meinung ziehen und zerzausen. Daran konnten auch die populistischen Auftritte und Reisen Johannes Pauls II. nichts ändern. Solange der Papst so gut wie unumstritten war, war er so gut wie kein Thema, beispielsweise im Religionsunterricht an einer katholischen Mittelschule. Seit langem ist er zu einem Dauerbrenner in und ausserhalb der Kirche geworden.

Hätte Paul VI. sich damit begnügt, auf Gefahren für die Würde der Frau, die mit der Anti-Baby-Pille verknüpft sind, hinzuweisen – da gibt es sehr schöne Partien in der Enzyklika – und es bei einem kritischen Denkanstoss bewenden lassen, hätte er ein ganz anderes und auf weite Strecken positives Echo erwarten dürfen. Johannes Paul II. fixierte sich in einer verengenden, schwer nachvollziehbaren Weise auf diese Thematik bei den Audienzen und Auslandreisen, und die Medien pickten die entsprechenden brisanten Formulierungen heraus. Für alle Bischofskandidaten galt in der Folge als eines der obersten Auswahlkriterien, wie sie es mit *Humanae vitae* hielten. Heute stellen wir fest, dass dieses Thema kaum noch das Gewissen eines katholischen Ehepaars belastet. Auch in Traditionalistenkreisen scheint dieses Traktandum nicht mehr auf der Tagesordnung zu stehen.

### *Vom Geist der 68er Bewegung*

Die teilweise militante 68er Bewegung zeigte verschiedene Facetten. Es gab den Standard-Achtundsechziger nicht, wie sich das einige Nachgeborene vorstellen. Am ehesten verstand man darunter einen linksintellektuellen Ideologen, der Hochschulpolitik betrieb oder allgemein Politik, gegebenenfalls auf die Barrikaden stieg und Demos organisierte. Das war ein kleines Segment. Für viele von diesen wurde die SP politische Heimat. Wenige drifteten ins linsextreme Lager ab. Auch

einige Studierende und jungen Akademiker aus dem katholischen Milieu drehten nach links. Andere wieder kehrten später ins verlassene bürgerliche Haus zurück. Wieder andere widmeten sich dem Engagement für die Dritte Welt. Die südamerikanische Befreiungstheologie zählte auch zu dieser Erfahrung. Breitere Anhängerschaft oder wenigstens Sympathisanten fand die sexuelle Revolte. Die erst seit dem 19. Jahrhundert aufgekommene sexuellen Prüderie als gesellschaftliches Verhalten wurde gründlich ausgetrieben. Es begann alles schon vor 1968. Das Buch von Herbert Marcuse: «Der eindimensionale Mensch» erschien 1967 auf deutsch und wurde unter vielem eine programmatische Schrift der «Neuen Linken». <sup>12</sup> Und die Erschiessung des Studenten Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 während einer Demonstration gegen den Schahbesuch in West-Berlin wirkte wie ein Fanal für Späteres und noch Schlimmeres. (Nach neuen Erkenntnissen stand der schiessende Polizist im Dienst der DDR-Staatssicherheit.)

Der 68er Antrieb bot viel, und brachte manchem etwas. Das neomarxistische Getue stiess viele ab. 1968 war auch das Jahr des Prager Frühlings. Dubceks Vision eines Kommunismus «mit menschlichem Antlitz» liess aufhorchen. Aber am 21. August wurde das Experiment von den sowjetischen Panzern niedergewalzt. Es handelte sich bei dem, was man Achtundsechziger Kulturrevolution nennt, themenübergreifend um eine gesellschaftskritische Mentalität, die generell eine innere Befreiung bewirkte und eine Lockerung des Denkens und des Verhaltens in die Wege leitete. Es ging darum, die Welt, genauer die Gesellschaft zu verbessern, mit verbissinem missionarischem Zug. Es war nicht der naive Optimismus der Aufklärung am Werk, aber doch die Überzeugung, die Zukunft letztlich auf ihrer Seite zu haben.

Das kam nicht zuletzt bei der katholischen Binnengesellschaft gut an. Was man der schon in den späteren 50er Jahren eingetretenen Wende in der katholischen Ethik und individuellen Seelsorgebegleitung und später dem achtundsechziger Denken nicht hoch genug anrechnen kann, war die weitgehende Erlösung für unzählige Skrupelanten und die Befreiung von einer Moraldoktrin, die in der katholischen Kirche riesige Plantagen von Neurosen gezüchtet hatte. Man sprach in der Psychiatrie vom katholischen Syndrom. Es kam zur beschleunigten Erosion der Beichtpraxis, weil diese in der neueren Geschichte dermassen belastet war. Die theologischen Abgänger und jungen Priester der frühen sechziger Jahre zogen beschwingt aus, eine neue Beichtkultur aufzubauen und fanden bald die Beichtstühle immer weniger gefragt. Weil die Gläubigen nicht mehr beichteten, hat man mit den Bussfeiern und mit bischöflichem Plazet dem Bussakrament eine neue Möglichkeit eröffnet. Nicht die Bussfeiern haben die Beicht abgeschafft. Inzwischen haben sich die Schweizer Bischöfe dem ständigen römischen Druck gebeugt und die Bussfeiern mit der Ablehnung der Generalabsolution faktisch vielerorts entwertet. Solange sich die kirchlichen Verantwortlichen nicht auch diesem ebenfalls düsteren Kapitel des Missbrauchs des Gewissens in der alten Beichtpraxis stellen, wird die sinnvolle Einzelbeichte auf breiter Ebene keine

<sup>12</sup> Willy Spieler/Urs Altermatt, Die 68er Jahre und der Schw. StV, in: Civitas, 9/10 (2008), 4–11.

Renaissance erleben. Zweifellos gab und gibt es immer beglückende Beichtgespräche. Aber dort, wo die Pflicht zur Einzelbeichte wieder eingeschärft wird, melden sich flugs auch die alten Manipulationen der Angstmacherei.

Nochmals allgemein: Das achtundsechziger Zeitgefühl war auf Veränderung aus oder wenigstens offen dafür. Vieles ist direkt oder indirekt in Gesetzgebung, gesellschaftliche Gestaltung, Literatur und Kunst eingegangen. Irgendwie kamen alle mit diesem Phänomen in Berührung, und die meisten liessen sich in einem bestimmten Gebiet davon anstecken. Die Welt war nicht mehr dieselbe wie vorher. Ob und wieweit die 68er Bewegung auch religiöse Wurzeln hatte, ist schwierig auszumachen. Die alte Überzeugung des jungen Leonhard Ragaz, wonach die Sozialdemokratie das Reich Gottes auf Erden verwirkliche, lebte wieder auf. Vielleicht müsste man präziser von theologischen Anstößen reden. «Politische Theologie» wurde ein Modebegriff, und man versammelte sich zum «Politischen Nachtgebet», das weniger einen guten Schlaf, sondern wach haltende Gespräche versprach. Theologie wurde von gewissen Kreisen nur für echt befunden, wenn sie sich politisch links vernehmen liess. Die Politik ihrerseits wurde vermehrt danach gefragt, wie sie es mit der Ethik halte. So wurde im 19.Jahrhundert beispielsweise in der Schweiz das Selbstverständnis der Nation mehr von den Konfessionen als von den Sprachen bestimmt, während im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts die ethische Brauchbarkeit der Religion immer mehr den Ausschlag gab.<sup>13</sup> Die zahlreichen Expriester, die ja meistens des Zölibats wegen ihr Amt aufgaben, stiessen die 68er Bewegung kaum an, aber sie fühlten sich durch diese in ihrem Schritt besser legitimiert.

Nun ein paar zum Teil grelle Streiflichter, wiederum mehr atmosphärischer Art. Es wurde modisch, auch hierzulande, die USA mit ihrem brutalen und aussichtslosen Vietnamkrieg auf die moralisch gleiche Stufe zu stellen wie die Sowjetunion. Schurken wären allemal beide. Bei genauerem Hinsehen und Hinhören zeigte sich allerdings, dass man nur Amerika im Visier hatte, und in West-Berlin, wo die freie Meinungsäusserung von der amerikanischen Schutzmaut garantiert war, demonstrierte die linksextreme Szene schreihalsig gegen die USA und liess absurderweise die unmittelbar angrenzende Berliner Mauer und deren Architekten, Ulbricht in Ost-Berlin und den Kreml in Ruhe. Das Gegenteil von links war faschistisch oder mindestens faschistoid. Eine Marotte war, den Terminus «Nationalsozialismus» zu vermeiden, weil darin der Begriff «Sozialismus» steckte, den man nicht besudeln und Hitler nachträglich verbieten wollte, diese Bezeichnung in seiner Ideologie zu führen. Einzig die Abkürzung «Nazis» ging durch. So sprach und schrieb man in der von Stalin übernommenen Diktion vom «Hitler-Faschismus», einer angeblich unvermeidlichen Konsequenz des Kapitalismus. Die Verteufelung des Kommunismus sei nach dem immer wieder bemühten

<sup>13</sup> Franziska Metzger, Von der Politisierung der Religion zur Ethisierung der Politik. Zur Transformation des Verhältnisses von Religion und Politik, in: Mariano Delgado/David Neuhold (Hg.): Politik aus christlicher Verantwortung. Ein Ländervergleich Österreich – Schweiz, Innsbruck 2008, 235–252; Urs Altermatt, Ungleichzeitigkeiten zwischen radikalem Christentum, Restauration und Pluralisierung – Zeitgenössische Betrachtungen zum Katholizismus, in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte, 103 (2009), 249–264.

Ausspruch des höchst bürgerlichen Schriftstellers Thomas Mann angeblich «die Torheit des 20. Jahrhunderts». Der verkrustete Kreml mit seinem zunehmend vergreisenden Politbüro bot zwar keine Alternative. Eher nahm man Kurs auf Kuba zu dem damals noch dunkelbärtigen Fidel Castro. Mit Mao zu flirten war chic, bevor das Programm seiner Kulturrevolution, das Abermillionen von Chinesen dahinmordete, in seinem gigantischen Ausmass bekannt wurde. «Maos Rotes Schülerbüchlein» wurde auch unter den Pulten katholischer Internate weitergereicht. Nicht dessen Ideologie zog, sondern es juckten die Anweisungen, wie man das Schulsystem demontieren und die Lehrer mit unbequemen Fragen blosstellen könne. Die englische Internatsschule Summerhill wurde als Kinderparadies auf Erden gepriesen, wo sich die Zöglinge frei von jeder Autorität entwickeln könnten. Man nahm das allerdings augenzwinkernd zur Kenntnis, indem man sechsjährigen Kids die Frage in den Mund legte: «Fräulein müssen wir heute auch wieder machen, was wir wollen?».

Geräuschvoll war der Marsch durch die universitären Strukturen. Die Entgötterung der Professoren und die Demokratisierung des Unterrichts, was immer man darunter verstehen wollte, liessen gelegentlich den Vorlesungsbetrieb in der deutschen Bundesrepublik aus dem Ruder laufen. Ein anfänglicher Liebling der akademischen Linken, der Soziologieprofessor Theodor Adorno von der Frankfurter Schule, musste am eigenen Leib erfahren, wie er die Geister, die er rief, nicht mehr loswurde. Wenn wir auch in der Schweiz nie «deutsche Verhältnisse» bekamen, bebte der akademische Boden doch spürbar. Unter Theologiestudenten wurde die Dienstverweigerung aus Gewissensgründen ausgiebig diskutiert, und einzelne setzten sie auch mit entsprechenden Konsequenzen in die Tat um. Es kam vor, dass Studenten eines Priesterseminars im Refektorium das Tischgebet dazu benutzten, eine kritische Belehrung an die Adresse der anwesenden Hausleitung und Professoren abzuschicken, mit Kopie in Gottes Ohr, der wohl schon das Richtige tun wird und tun muss.

Eine gewiss nicht flächendeckende, aber doch unüberhörbare Manie von Autonomie grasierte. Nur kein passiver Befehlsempfänger sein. Alles und jedes wurde unnachsichtig hinterfragt, auf Sinnhaftigkeit und Zumutbarkeit abgeklopft. Als speziell perfid galt die «subtile Repression», in die sich die westliche Konsumgesellschaft nur allzu gerne füge. Das Gespenst von der «repressiven Toleranz» des durchtriebenen «Establishments» ging um. In kirchlichen Kreisen spottete man, der Bischof dürfe künftig bei einer Priesterweihe vom Kandidaten nicht mehr den Gehorsam einfordern, sondern ihm bliebe nur noch die Frage an den Neupriester: «Bist du bereit mit mir zu diskutieren?»

Im Religionsunterricht fanden die Katecheten einigermassen geneigte Ohren, wenn eine Fragestunde über Sex und Drogen von Stapel gelassen wurde. Etwas anspruchsvoller ging es zu, wenn man an höheren Schulen in tieferen Schichten des Marxismus nach blankem Christentum bohrte. Es gab später Theologiestudenten, die sich beklagten, sie wären damals vom Religionsunterricht an Mittelschulen unterernährt weggegangen, und dann waren sie geneigt mit straffer Ordnung und fundamentalisierenden Thesen zu sympathisieren.

Hatte die alte Schöpfungstheologie ausgedient? Sie pries die «creatio ex nihilo» und dergestalt Gottes Grösse und Kraft. Jetzt musste die Kreatur verändert werden. Die traditionelle katholische scholastische Schulphilosophie, welche die Dinge, so wie sie waren, betrachtet hatte, wurde vom marxistischen Denkmuster, das Vorgegebene zu verändern, abgelöst. So war jetzt angesichts der wüsten Welt das Stöhnen, nicht das Staunen angesagt. Das Loblied der Schöpfung war verpönt. Angestimmt wurde das Klagelied über die unterdrückte und ihrerseits unterdrückende Gesellschaft. Das Konzept der «Heilsgeschichte», das die Dogmatik und die Theologie des Zweiten Vaticanums geprägt hatte, wurde hinterfragt.

Von gewissen Theologen und in Predigten wurde dementsprechend die amerikanische Mondlandung vom 21. Juli 1969 säuerlich kommentiert. Man vermieste die Weltraumfahrt, nicht wegen eines himmlischen Hausfriedensbruchs im Sinn naiver Geister, sondern mit der Anfrage, was diese zur Verbesserung der Lebensbedingungen in armen Regionen beitrage. Darüber konnte man streiten. Es war mehr der Ton dieser Kritikaster, die mit einer neuen Variante von Naturwissenschaftsverachtung Unbehagen auslösten. Das hatten wir ja in der katholischen Kirche auch schon einmal.

Ein zunehmend moralisierender Zug stellte sich ein. Ein gewaltiger Leistungsdruck sollte jede geistige Behaglichkeit vertreiben. Eine Ethik permanenter Imperative wurde angesagt, ein ununterbrochenes: Ihr sollt [...] Gott und Jesus als die grossen Unruhestifter, die Beine machen. Ohne erbrachte Eigenleistung keine Erlösung. Eine neue Form von Werkgerechtigkeit machte sich breit – auch im reformierten Milieu. Wie kann man hier und jetzt Feste feiern, wenn so vieles im Argen liegt! Ein weihnächtlicher Fest- und Hungerstreik wurde auf die Strasse verlegt. Die zweite, wohlgenährte Generation der Wohlstandsgesellschaft verweigerte sich dem Feiern und versuchte die Feste zu vergällen. Reden zum 1. August mussten klagen und anklagen, sonst taugten sie nichts. So wurden die Ansprachen von überforderten Gemeindepräsidenten weitherum gestrichen. Irgendwann hatte man dieses Stänkern satt. Der Überdruss über diese permanent rot angestrichene Schwarzfärberei bildete eine Saat für die erstarkende SVP. Als es darum ging, die 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft 1991 zu planen, kam man auf die erlösende Idee, einfach ein Fest zu veranstalten und sich nicht in selbstkritischer Analyse zu quälen.<sup>14</sup> Unterdessen haben sich auch die 1. Augustfeiern wieder erholt. Auf dem Rütli mit einer Dosis Gewaltbereitschaft in die andere Richtung. Die rechtsextremen Gruppen sind sogar soweit in der Geschichte fündig geworden, dass sie die alten Frontistenfahnen aus den 30er Jahren wieder schwenken.

### *Das innerkirchliche Hickhack*

Die weitgehend faktische Verabschiedung des Lateins aus der Liturgie, die vom Konzil in keiner Weise anvisiert, geschweige denn beschlossen worden war, rief die Bewegung «Pro una voce catholica» ins Leben, eine innerkirchliche Gegen-

<sup>14</sup> Urs Altermatt zum Projekt 1991: Drei Festzyklen der 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft, in: Civitas, 43 (1988), 88–96.

68er-Bewegung. Auf Grossveranstaltungen wurde für die Erhaltung des gregorianischen Gesangs und der polyphonen Ämter demonstriert. Progressiv gestimmte Kleriker führten teilweise einen regelrechten Bildersturm auf, rücksichtslos gegen althergebrachte und kostbar gehütete Überlieferungen und damit vor allem gegen die Bedürfnisse und Frömmigkeit vieler Menschen.

Die um die Liturgie gereizte Stimmung war der Nährboden für den seit 1969, vorerst in Freiburg in der Schweiz ansässigen, französischen Alt-Erzbischof Marcel Lefebvre (1905–1991). Anfänglich bei den welschen Bischöfen ein nicht ganz unwillkommener Gast, weil man sich von ihm einen günstigen Einfluss auf die vom 68er Geist angesteckten Jungtheologen erhoffte. Die von Lefebvre 1970 gegründete «Pius-Bruderschaft» wurde ursprünglich vom damaligen Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg, François Charrière, approbiert. Bald aber stellte Lefebvre mit der Gründung eines regelrechten Priesterseminars in Ecône den Bischof von Sitten vor vollendete Tatsachen. Der rechtskonservative bischöfliche Rebell, der schon am Konzil neben anderem durch die vehemente Ablehnung der «Religionsfreiheit» aufgefallen war, schlug in Abständen Pflöcke ein, die zum Bruch mit Rom führten. Paul VI. verfügte mit Stichtag vom 7. März 1976 für alle verpflichtend die veränderte Liturgie, das neue Messbuch. Lefebvre lancierte in der Folge eine wüste Polemik gegen den von Rom abgesegneten «neo-modernistischen» Kurs, der die «Zerstörung der Kirche» beschleunigte. Paul VI. suspendierte den renitenten Altbischof am 12. Juli 1976 von allen priesterlichen Funktionen, was diesen nicht hinderte, weiter zu machen wie bisher und unbekümmert Priester zu weißen. So gingen weiter ein Dutzend Jahre ins Land. Am 30. Juni 1988 weihte Lefebvre ohne und gegen Rom vier Bischöfe, um sein Lebenswerk zu sichern. Das zog postwendend am 1. Juli 1988 die Exkommunikation nach sich. Vorangegangen waren bis zur letztmöglichen Konzession gehende Schritte des Vatikans. Johannes Paul II. und der damalige Präfekt der Glauenskongregation, Kardinal Joseph Ratzinger, hatten mehr Verständnis für den widerspenstigen Bischof und wollten das traditionalistische Potential Lefebvres liebend gern kirchlich eingebunden und gefördert wissen. Ratzinger hatte am 24. Mai 1988 noch mit Lefebvre verhandelt.<sup>15</sup>

An diese Strategie hat Benedikt XVI. angeknüpft und ohne jede Vorbedingung im Januar 2009 die Exkommunikation der Bruderschaft aufgehoben. Die Leugnung des Judengenozids durch den wieder aufgenommenen Bischof Richard Williamson ist das eine. Das andere ist, dass diese Leugnung bloss die Weiterführung einer höchst persönlichen Ausserung Lefebvres ist, wonach das Zweite Vatikanische Konzil schlimmer wäre als der Erste und Zweite Weltkrieg. Dieser irrwitzige, aber letztlich ungeheuerliche Ausspruch, der mit aller Humanität und menschlichen Zivilisation bricht, müsste einer vernünftigen Gesprächsbasis mit dieser Gruppierung jeglichen Boden entziehen, solange sich diese nicht unmissverständlich von dieser Haltung ihres Gründers distanziert.

<sup>15</sup> Albert Gasser, Das Schisma von Ecône – Trotz und Trauer, in: ders., Kleine Kirchengeschichten (wie Anm. 7), 175–188.

Da zum ursprünglichen Kerngeschäft Lefebvres die Ablehnung der Liturgiereform gehörte, womit er sich Sympathien weit über die französischsprachige Kultur hinaus holte, fördert nun Benedikt XVI. mit unverhohlenem Wohlwollen die tridentinische Liturgie. Dabei wird auf eine Nostalgie eingegangen und die mystische Dimension des alten Ritus gepriesen, was doch vielfach der Vergangenheit, wo es auch viel Schludrigkeit gab, nicht gerecht wird. Ein Beispiel: Im alten, von Weltpriestern geführten Kollegium Schwyz zelebrierten tagtäglich, vor und während des offiziellen Schülergottesdienstes am Hochaltar, an den zahlreichen Seitenaltären die geistlichen Professoren, genannten Lehrer ihre stillen Privatmessen im je eigenen, nicht immer sehr erbaulichem Stil und nicht selten mit rasanten Tempo. Ein Priester hielt den vom Ministranten festgehaltenen Geschwindigkeitsrekord von dreizehn Minuten ... Was viele Gläubige heute vermissen, ist vermutlich gar nicht so sehr die alte Liturgie, sondern die Stille. Die allgemein verbreitete Inflation des Wortes im Normalgottesdienst ist ein echtes Problem.

Zum Schauplatz Theologie. Die achtundsechziger Jahre führten eine Debatte an über das, was man eine «horizontale» Theologie nannte. «Atheistisch an Gott glauben» (Dorothee Sölle) wurde in die Diskussion geworfen. Der transzendenten und persönlichen Gott wurde mindestens zurück, wenn nicht gar auf die Seite gestellt. Die theologische Reflexion über Gott und Mensch bewegte sich in etwa in feuerbachschen Dimensionen mit der notwendigen sozialen Ergänzung. Von der angeblich einseitigen Jenseitigkeit gälte es Abschied zu nehmen und in einer reinen Diesseitigkeit heimisch zu werden. Mit der mitmenschlichen Redseligkeit und der überzogenen Parole vom «radikal füreinander da sein», als ob das so einleuchtend klar und selbstverständlich wäre, flüchtete man sich nicht weniger in Utopien.

Die Osterbotschaft wollte neu ausgerichtet werden mit Vorliebe mit plakativen Parolen wie mit dem Titel des evangelischen Neutestamentlers Willi Marxsen: «Die Sache Jesu geht weiter». Der Satz ist zweifellos richtig, sagt aber nicht alles, was das neutestamentliche Zeugnis hergibt. Aber da mit Recht oder Unrecht geargwöhnt wurde, mit dem Satz wolle wahrscheinlich doch alles gesagt sein, geriet dieser in die Auseinandersetzung. Wie auch der Einwurf von anderer Seite, die Formel des Credos vom auferstandenen Christus, sitzend zur Rechten des Vaters, bedeute letztlich, dass Gott Jesus «ins Recht gesetzt» habe. Dem ist nicht zu widersprechen, und er eignet sich für Meditation und Gedankensplitter in der Predigt. Aber er schöpft das Ostergeheimnis nicht aus, er erwärmt kaum Geist und Herz und läuft Gefahr, zur Rechthaberei anzustacheln. Da ist wenig von Jubel und Freude und vom Osterlachen zu hören. «Gott ist das, was mich unbedingt angeht». Dieses Zitat des deutsch-amerikanischen Theologen Paul Tillich wurde häufig ohne näheren Zusammenhang wie eine gesellschaftspolitische Kampfansage herumgereicht. Solche fliegenden Sentenzen waren zeittypisch und für sich genommen anregend, aber tendenziös propagiert, damit zum vornehmerein umstritten und auch nicht unbedingt geeignet für Seelennahrung. Mit plakativen Aufrufen wurden Theologen und Kirche zu einer Leistungsgesellschaft verpflichtet. Da ist kaum Frohbotschaft zu spüren, die aufrichtet. Vielmehr eine Be-

fehlsausgabe, die ständig zur Tat hetzt. Das ermüdet. Ein solcher Atem Gottes als Pfingstgeist, der ununterbrochen auf Trab bringt, führt zur Atemlosigkeit. Das Brausen am Pfingstmorgen wird zum revolutionären Orkan umgedeutet, der alles herumwirbelt. Die liturgische Poesie zum Pfingstfest, an dem die Gaben und Früchte des Heiligen Geistes in sinnlichen Farbbildern gepriesen werden, als Kühlung in der Glut der Hitze, als erfrischenden Quell für die dürstende Seele, dies und das, was Geborgenheit in Gott verheisst, wird als religiöse Droge abgetan. Da gibt es kein Ausruhen im Schatten seiner Flügel. Es gehörte auch zur Acht- und sechziger Bewegung, wenn es sie denn fallweise einigermassen in Reinkultur gab, dass sie nur sich selber ernst nahm und ihr darum der Humor abging. Wo alles mit tierischem Ernst vorgetragen wird, entstehen Trostlosigkeit und schliesslich Zynismus und, wenn es schlimm kommt, gar die Gewaltbereitschaft, die Gesellschaft zu verändern.

Das Konzil hatte die Bischöfe zur Einsetzung eines Priesterrates in ihren Diözesen verpflichtet, wobei die Priesterräte nur beratende Funktion haben. Auf Gemeindeebene etablierten sich vielerorts die Pfarreiräte. Man frotzelte von der «Rätekirche». Die Synode 72 war in allen Bistümern der Schweiz von 1972 bis 1975, also genau zehn Jahre nach dem Konzil, ein katholisches Grossereignis, bei allerdings schwachem Interesse.<sup>16</sup> Es ging um eine Weiterführung des Konzils auf ortskirchlicher Ebene. Zwischen 1970 und 1994 fanden über hundert Diözesansynoden in Mitteleuropa statt. Das Konzil hatte mit dem festgeschriebenen Begriff der «Kollegialität» zwar Weichen gestellt, aber Papst und Kurie verweigerten das Abfahrtssignal oder schalteten nur für eine kleine Versuchsstrecke auf grün. Die Synode ihrerseits fuhr unbeschwert auf neu ausgelegten Geleisen, aber die mangelnde Entscheidungsbefugnis überliess der Kirchenversammlung oft nur die Manövrieraufgabe einer Modelleisenbahn. Im Unterschied zum Zweiten Vatikanischen Konzil, wo die Laien nur eine Randerscheinung bildeten, war die Synode 72 eine Kirchenversammlung, die zur Hälfte aus Laien bestand. Und wenn man sich die rechtlich nur beratende Funktion der Synode vor Augen hält, waren die Laien, Frauen und Männer, mit dem Klerus gleichberechtigt. Die Synode 72 verkörperte das, was seit vielen Jahrzehnten zuvor schon über die Laien in der Kirche nachgedacht worden war, dass sie nicht kirchliches Hilfspersonal sein sollen, sondern kraft des Allgemeinen Priestertums zur Sendung berufen sind.

Während die Synode im Gang war, strichen Volk und Stände der Schweiz am 20. Mai 1973 das Jesuiten- und Klosterverbot (Verbot der Gründung neuer Klöster) aus der Bundesverfassung, und dies recht eindeutig. Sah man aber auf die Schweizerkarte mit den kantonalen Abstimmungsergebnissen, kamen nochmals die Konfrontationsgrenzen zwischen der reformiert dominierten liberalen Tagsatzungsmehrheit und dem katholischen Sonderbund von 1847 zum Vorschein. Andersherum: das Abstimmungsresultat war nur möglich, weil in den bevölkerungsreichen reformierten «Vorortskantonen» eine starke Minderheit für die Streichung votierte. So ging das glimpflich über die Bühne trotz der unerquicklichen und weiter schwelenden «Pfürtnner-Affäre» an der Universität Freiburg. Es handelte

<sup>16</sup> Albert Gasser, *Das Kirchenvolk redet mit. Die Synode 72 in der Diözese Chur*, Zürich 2005.

sich um das lehramtliche Vorgehen gegen den Moraltheologen Stephanus Pfürtnner, der sich in einem Vortrag zur Sexualethik im Herbst 1971 in Bern für römische Ohren zu weit vorgewagt hatte.

Die Synode 72 stand wie das Konzil ganz im Bann der Kirchlichkeit und ihrer wiederkehrenden Themen. Die Gottesfrage blieb so gut wie ausgeklammert, und bezeichnenderweise wurde der Atheismus als Folge des Versagens der Kirchenchristen hingestellt. Das war entgegenkommend gut und reumütig gemeint, aber es wäre ein wenig glaubwürdiger Atheismus, der nur von Defiziten leben würde. Ein Gottsucher, der in den Synodenpapieren stöbert, wird kaum fündig. Im Übrigen ging die Synode 72 lösungsfreudig Themen an, die vom Konzil ausgeklammert worden waren: Zölibat, Frauenordination, Ehescheidung und Wiederverheiratung. Aber auch die Sonntagspflicht beschäftigte noch in dieser Zeit die katholischen Gemüter. Der unvermindert heftige oder sogar noch gesteigerte «Kalte Krieg» schlug sich in der Diskussion über Wehrdienst und Wehrdienstverweigerung nieder, ein ethisches Standardproblem der Schweiz in jenen Jahren. – Wie wenig Wirkung die Synode 72 vorweisen konnte, zeigte sich darin, dass der «Churer Investiturstreit» um Bischof W. Haas, ausgelöst 1988, nicht verhindert werden konnte – eine hausgemachte Kirchenkrise, die zehn Jahre dauern sollte und immense Kräfte absorbierte.

Blättern wir zum Schluss dieses Abschnitts ins Jahr 1969 zurück. Ein Stimmungsbild aus Chur, wo im Juli auf dem «Hof» und im Hotel Marsöl das Europäische Bischoffssymposium tagte. Eine internationale Priestergruppe, die sich gleichzeitig im Rätischen Volkshaus einquartiert hatte, stahl den Bischöfen die Show. Die Vernachlässigung von Fragen am Konzil holte die Bischöfe nun ein. Die demonstrierenden Priester verlangten die Aufhebung der Zölibatspflicht, die Erlaubnis zur Ausübung eines Berufs neben der Seelsorgetätigkeit (das von Pius XII. fünfzehn Jahre früher erstickte Experiment der Arbeiterpriester in Frankreich stand Pate) und sie forderten für sich politisches Engagement. Die Rebellen-Priester hielten eine Freiluft-Vorlesung beim Eingangstor des Priesterseminars St. Luzi und schrieben einen Brief an «Bruder Paul VI. im Petrusamt».

### *Vom vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Klerus*

Im Herbst 1958 erschien anonym ein Artikel in der Civitas, der Monatsschrift des Schweizerischen Studentenvereins, mit dem Titel «Priestermangel in der Schweiz?», hinter dem eine Gruppe von Laien und Priestern stand.<sup>17</sup> Der Beitrag löste ein für Civitas-Verhältnisse überraschend starkes Echo aus mit zahlreichen Zuschriften pro und contra. Das zentrale Anliegen war die Frage, ob man in der Schweiz glaubwürdig von einem Priestermangel reden könne, wenn so viele Priester in verschiedenen Tätigkeitsfeldern arbeiteten, die nicht unbedingt mit ihrem Beruf zusammenhingen. In den zahlreichen katholischen Gymnasien mit Internaten unterrichteten auch Scharen von Weltpriestern profane Fächer. Oder

<sup>17</sup> Priestermangel in der Schweiz?, in: Civitas, 14 (1958/59), 10–16.

ob man es sich leisten könne, dass Freiburg neben einer zweisprachig geführten Theologischen Fakultät noch ein Priesterseminar mit einem vollständigen theologischen Grundkurs unterhalte.

Werfen wir einen Blick auf den Weltklerus von 1958, wie er sich am Beispiel des Bistums Chur präsentierte. Man nimmt am besten eine Dreiteilung vor. Die erste Gruppierung bestand aus den Pfarrern, die oft nach längeren Wanderjahren als Subalternseelsorger ihr Lebensziel als Leiter einer Pfarrei erreicht hatten. Die Pfarreien besaßen allerdings unterschiedliches Gewicht, je nach Grösse und politischer Stellung des Ortes. Prestigeträchtig waren Hauptorte wie Schwyz, Alt-dorf, Sarnen oder Stans. Daselbst schalteten und walteten nicht selten kleine pfarrherrliche Regionalfürsten. Die Pfarrer waren, je nachdem, volkstümlich wohlwollend, verstanden es, gütig und grosszügig mit heiterer Liberalität den Menschen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, unbekümmert um Bischof und Papst, oder sie waren unnahbar, ängstlich fromm und pfarrherrlich despotisch. Nicht selten hatten die Pfarrherren von allen aufgezählten Eigenschaften etwas. Zur Erlangung eines Pfarramtes war der Wunsch des Bischofs nur ein Element. Um von der Kirchengemeinde, die oft praktisch identisch war mit der politischen Gemeinde, gewählt zu werden, brauchte der Kandidat einen gewissen Bekanntheitsgrad und einflussreiche Gönner im Pfarrklerus. Der wohlbestallte Pfarrer mit stattlichem Pfarrhaus, mit gepflegtem Pfarrgarten und nicht zuletzt einer tüchtigen Haushälterin war in Landgemeinden Standard.

Zur zweiten Garnitur möchte ich einmal die Jungpriester zählen, die ohne viel Federlesens vom Bischof mit Marschbefehl für die ersten Jahre als Vikare zu einem Pfarrer als Gehilfen und in dessen Haushalt geschickt wurden. Zürich, wo bis in die sechziger Jahre immer wieder neue Kirchen gebaut und Pfarreien errichtet wurden, hatte einen Riesenbedarf an Vikaren. So kam es, dass ein Grossteil des Priesternachwuchses aus den Urkantonen aber auch aus dem Bündnerland seine Spuren in Zürich abverdiente. Dazu kam, dass Stadt und Kanton Zürich, mit Ausnahme der «Staatspfarreien» Rheinau, Dietikon und Winterthur, bis zum Kirchengesetz von 1963 Bettelkirchen in der Diaspora waren. Diese prekäre materielle Basis, welche die Zürcher Vikare nur mit einem besseren Trinkgeld entlöhnte, schweisse Klerus und Pfarrei meist viel stärker zusammen als in den katholischen Stammländern. – Den «Mittelbau» zwischen Pfarrern und Vikaren bildeten in den ländlichen Gebieten die Pfarrhelfer und Kapläne mit eigenen Pfrundhäusern. Viele verblieben lebenslänglich in diesen Funktionen, weil sie zum Pfarramt nicht fähig oder geeignet waren, oder ganz einfach nie angefragt und damit nie gewählt wurden. Viele wollten gar nicht Pfarrer werden, sei es aus Scheu vor grösserer Verantwortung und dem damit verbundenen Einsatz, oder weil sie ausfüllende Nebenbeschäftigungen pflegten wie geistliche Schriftstelle-rei, Kirchenmusik und andere mehr oder weniger sinnvolle Hobbys. Einige widmeten sich zum Teil grossumfänglich der Führung und Betreuung von Jugend- und Standesvereinen. Unter «ferner liefen» gab es einige wenige Geistliche, die durchaus kräftig und gesund waren, aber einer ordentlichen Tätigkeit aus dem Weg gingen, oder, aus welchen Gründen auch immer, nicht oder nicht mehr ordentlich einsatzfähig waren – eine aussterbende Spezies von «clericis vagantes».

Schliesslich gab es ein drittes respektables Kontingent von Priestern, die im gesamten Gebiet der Schweiz als Theologieprofessoren, als Lehrer an den katholischen Mittelschulen und in bestimmten Regionen auch als Sekundarlehrer tätig waren, alle Sparten von Fächern unterrichteten und in der Internatsleitung der Kollegien eingesetzt wurden. In dieser Funktion trafen sie sich mit vielen Ordenspriestern, hauptsächlich Benediktinern und Kapuzinern. Viele katholische Mittelschulen lagen entweder in der Hand von Welt- oder Ordenspriestern, mit der Zeit verstärkt unter Zuzug von Laienlehrern. Zu diesem Segment zählen wir auch generell die Ordenspriester in den vielen Klöstern, die subsidiär in der Seelsorge und speziell in der spirituellen Betreuung wie Exerzitienangeboten und Glaubenskursen eine grosse Tätigkeit entfalteten. Eine wichtige Sparte bildete schweizweit die hauptsächlich von Jesuiten übernommene Studenten- und Akademikerseelsorge.

Dieses breite Spektrum von Klerus mit seiner vielfältigen Wirksamkeit hielt sich bis in die zweite Hälfte der 60er Jahre. Dann setzte der rasante Rückgang von Priesteramtskandidaten ein. Mittlerweile hat sich die klerikale Landschaft komplett verändert. Bestimmt auch im Sog der 68er Bewegung sind es nicht nur viel weniger, sondern Priester von anderer Herkunft und Bildung. Soziologisch hat sich das Priesterbild radikal gewandelt.

Die Priester sind Mangelware geworden. Die allermeisten sind in der unmittelbaren Pfarreiseelsorge tätig. Insofern ist das Desiderat des eingangs dieses Abschnitts erwähnten Civitas-Artikels erfüllt worden, wenn auch anders, als sich die Verfasser dieses Zwischenrufs vorgestellt hatten. Eine Grosszahl von Pfarreien wird nicht mehr von Priestern geleitet, sondern von Pastoralassistenten, Männern und Frauen. Das bedeutet einerseits eine Konzentration der noch vorhandenen Priester auf das liturgisch-sakramentale Kerngeschäft, aber damit auch eine Einschränkung der Wirksamkeit. Viele Priester administrieren formell mehrere Pfarreien – eine fragwürdige Einrichtung. Das Bildungsniveau des Klerus ist zweifellos gesunken. Die Zeiten sind vorbei, wo es ein spezielles Anliegen der Diözesanleitungen war, einzelne geeignete Priester zu einem akademischen Weiterstudium zu schicken. Heute reicht die Personalreserve nicht einmal für eine Karriere an theologischen Fakultäten, wo immer mehr Laien die Lehrstühle besetzen, was überhaupt nicht zu beanstanden ist, aber doch zeigt, dass die Weltpriester im Bildungsbereich unterdessen immer mehr ausfallen. Die Priester in theologischer Kaderstellung sind inzwischen vor allem im Ruhestand. In einem Satz: der Priester wird als Liturg, aber kaum mehr als Bildungsträger wahrgenommen. Die Absolventen der anderen Fakultäten sehen im Priester immer weniger einen «Kollegen», mit dem man auf Augenhöhe verkehrt. Das ist ein gewaltiges Defizit und macht den Weltpriesterberuf auch deswegen für intellektuelle Interessenten nicht attraktiver.

So beschränken sich die Interessen der Kleriker an den institutionalisierten Fortbildungskursen primär auf die Frage, wie man die Angebote unmittelbar für Gottesdienst und Katechese «pfannenfertig» umsetzen kann. Weil ja trotzdem die Vorstellung bei den Menschen noch vorhanden ist, dass der Priester ein Generalist sein müsste, dessen Meinung Gewicht haben sollte, wäre eine solide All-

gemeinbildung verlangt, damit man als Gesprächspartner gefragt bleibt und ernst genommen wird. Aber nicht wenige kommen mittlerweile zum Priestertum, ohne eine ordentliche Mittelschule mit Matura absolviert zu haben. Ein Priester müsste belesen sein, auch philosophisch und literarisch, um das wichtigste Instrument seines Berufs, die Sprache zu bereichern und zu pflegen. Nicht wenige Priester kommen aus dem Ausland mit anderen Kulturen und mangelnden Sprachkenntnissen. Es ist allerdings auch nicht so, dass die Laien in den Gemeindeleitungen generell über eine bessere Bildung verfügen. Dass bei all dem auch Gegenbeispiele aufgezeigt werden können, bestätigt bloss die Regel. Diese «prophetische» Funktion eines «Stimmrechts» des Klerus in der Gesellschaft wird kaum mehr wahrgenommen. Es ist allerdings nicht so, dass dies früher unbestritten war. Es ist kein Verlust, wenn die Figur des kämpferisch moralisierenden Pfarrers, der die Kanzel vor Wahlen und Abstimmungen auch noch als Parteipodium missbrauchte, verschwunden ist.

Dazu kommt, dass die Seelsorgpriester selten mehr die frühere Ochsentour durchlaufen. Sie werden nach der Priesterweihe sehr rasch, gelegentlich sogar sofort, auf alle Fälle meist zu früh zu Pfarrern befördert. Der echte Anreiz von Aufstiegsmöglichkeiten mit entsprechend anstrengendem Bewährungsprofil fällt dahin, weil man auf dem Markt ja sowieso mehr über kurz als lang gebraucht wird. Es darf aber nicht unterschlagen werden, dass in vielen Pfarreien vorbildlich gewirkt wird, dass die Chemie stimmt und die Amtsträger, Priester wie Laien, mit pastoralem Eros und harmonischer Teamarbeit ihrer Aufgabe nachkommen.

Ein bedauerlicher Zwist, mit römischer Regie betrieben, ist in diesem Zusammenhang das Gerangel um die «Laienpredigt», wobei der Begriff schon irreführend ist, weil es sich nicht um eigentliche Laien handelt, sondern um Laientheologen und Theologinnen mit Gemeindeleiterfunktionen, denen es verboten werden sollte, in der Eucharistiefeier zu predigen. Wenn zur Begründung unter anderem die Einheit von Zelebration und Predigt angegeben wird, ist das nicht plausibel, wenn man sich die Szenerie der «guten alten Zeit vor dem Konzil» vor Augen hält, wo beim Vorhandensein mehrer Priester am Sonntag einer das Hochamt feierte und ein anderer die Predigt hielt.

Eine grosse zusätzliche Erschwernis ist die zunehmende Polarisierung im Klerus. Eine weitere Bildeinlage dazu. Früher hiess es, Kleider machen Leute. Heute zeigt das Outfit, wessen Geistes die Priester sind. Nach dem Konzil streiften die Geistlichen mehrheitlich die klerikale Kleidung ab. Das Schwarz mutierte in Grautöne und schliesslich zunehmend ins Bunte allerlei. Weisses Hemd mit schwarzer oder dunkler Krawatte und vielfach mit Priesterkreuz am Revers wurde Ordonnanz. Es gab in der Übergangszeit auch bischöfliche Verlautbarungen, die wenigstens eine schwarze Weste mit weissem Kragen wünschten. Heute sieht man vor allem Alt-Bischöfe und alte Priester in diesem Tenue. Der jüngere bischöfliche Nachwuchs und viele junge Priester setzen wieder ganz auf das Collar als dem vorgeblich wahren Erkennungsmerkmal eines echten und guten Priesters. Dieses Kleidungsstück war für den vorkonziliären Klerus faktisch obligatorisch, aber dezent niedrig, am oberen Rand mit dünnem weissem Streifen versehen. Jetzt hat die Höhe des Collars, blickfängerisch mit pointiert weissem Aus-

schnitt ausgestattet, unübersehbar zugenommen und nimmt bisweilen die Form eines hochgestellten Kragens alter militärischer Paradeuniformen an. «Krawattenpriester» tönt es aus einer gewissen Ecke. Dazu noch drei «Fotos». Der feinsinnige katholische Theologe und Religionsphilosoph und Priester Romano Guardini (1885-1968) trug schon in den 20er Jahren schlichtes und dezentes Zivil, und Hans Urs von Balthasar (1905-1988), äusserst abgeneigt dem lauten 68er-Gedröhne, unmittelbar vor seinem Tod noch zum Kardinal ernannt, sah man in späteren Jahren mit Krawatte und ebenso Karl Rahner(1904-1984) und viele andere Welt- und Ordenspriester von geistigem und geistlichem Gewicht und Format.

Die Rekrutierung des künftigen Klerus bereitet grosse Sorge. Es gibt, wie erwähnt, immer weniger den klassischen Fall, wo ein junger Mann, mit einer Latein-Matura ausgerüstet, sich anmeldet. Die Vorbildung ist oft ungenügend und muss nachgeholt werden. Dann gibt es Anwärter, die nach einem gewissen dubiosen Bekehrungserlebnis anklopfen oder auch solche, die sich unter dem Priesterberuf so etwas wie eine geschützte Werkstatt vorstellen. Einige, die schon von einem Bistum abgelehnt wurden, versuchen es gelegentlich mit Erfolg bei einem andern Bischof, was den kirchlichen Vorschriften eigentlich entgegensteht. So schält sich ein neuer Typ von «vagans clericus» heraus. Aber auch bei andern, durchaus mit intellektuellem Rüstzeug und insgesamt brauchbaren charakterlichen Eigenschaften ausgerüsteten, zeigt sich nicht selten eine Enge, verbunden mit forschter Ängstlichkeit und Beflissenheit, ja allen Rubriken und Vorschriften nachzukommen. «Kirchliche Gesinnung» ist eine neue, viel bemühte Parole traditionalistischer Stimmen, welche diese nicht selten mit eigenen Lieblingsideen, Wünschen und Vorstellungen verwechseln. Und was als vorbildlicher kirchlicher Gehorsam verstanden sein will, hält sehr oft nur solange an, als er für die andren gilt und Bischof und Papst das sagen und tun, was gefällt. Und hinter solchen Einstellungen manifestiert sich nicht selten ein Antiintellektualismus, der sich in Frömmigkeit kleidet, um geistige Bequemlichkeit zu kaschieren.

Die römische Instruktion «Redemptionis sacramentum» vom 25. März 2004 kam wegen sehr detaillierter rubrizistischer Vorschriften nicht überall sonderlich gut an. Vor allem Nr.184 rief Ärgernis hervor, weil darin alle eingeladen wurden, fehlbare Liturgen beim Bischof oder direkt dem Papst anzuzeigen, immerhin mit der Empfehlung, den Dienstweg zu benutzen. Man sah dahinter eine offene Aufforderung zur Denunziation und damit zur Züchtung von Kirchenspitzeln. Das führt sogar dazu, dass offensichtlich aufgewiegelte Teenager nach dem Gottesdienst in die Sakristei stürmen, um einem alten Zelebranten wegen «liturgischer Vergehen» Vorhaltungen zu machen. Die Stasi lässt grüssen.

Da zeichnet sich ein neuer Marsch ins Getto ab, aber nicht von der katholischen Gesellschaft nachvollzogen, sondern angeführt von einer dünnen Klerikerschicht mit dünner Gefolgschaft. Da kommt in neuester Zeit ein sektiererischer Zug in die katholische Kirche hinein, der ihrem Wesen nach fremd sein müsste, und wogegen die katholische Kirche früher immer immun schien. Höchst problematisch wird es, wenn der Papst selber mindestens indirekt solche Tendenzen fördert. Benedikt XVI. hat die Pius-Bruderschaft nicht aus Barmherzigkeit begnadigt, sondern weil deren Geist, Inhalt und Form seiner eigenen Vorstellung

immer näher stehen. Mit seiner wenig differenzierten Breitseite am 11. Juni 2010 zum Abschluss des Priesterjahres gegen die «Arroganz der Vernunft» in der akademischen Theologie der vergangenen Jahrzehnte fühlt man sich in die Zeit Pius' X. vor hundert Jahren rückversetzt. Wenn es nach dem Willen des Papstes ginge, sollte offenbar im nachhinein die am Zweiten Vatikanischen Konzil unterlegene Minderheit aufgewertet werden, um die wichtigsten theologischen Errungenschaften und Sternstunden des Konzils im Sinn und Geist des Status vor dem Konzil zurückzubuchstabieren. Ein verhängnisvolles, aber doch wohl aussichtsloses Unterfangen.<sup>18</sup>

### *Ausblick*

Ich möchte mit zwei Feststellungen schliessen.

1. Es ist ein bekanntes Muster, den Gegensatz zwischen Stadt und Land hervorzuheben. Man spricht nach wie vorn gern vom urbanen Milieu und urbanem Lebensstil. Wenn man darunter den technischen Anschluss im Digitalzeitalter, die leichte Zugänglichkeit zu Schulen und Ausbildungsmöglichkeiten und Arbeitsplätzen, die schnelle Erreichbarkeit von Ärzten und anderen Dienstleistungen oder Kaufhäusern versteht, ist der grösste Teil des schweizerischen Territoriums urbanisiert. Aber auch was das gesellschaftliche Befinden und Empfinden, die Einstellung zu Leben und Lebensformen, zu Sexualität und Ehe, zu Religion und Kirche betrifft, findet man schwerlich einen Unterschied zwischen sogenannter ländlicher und städtischer Bevölkerung. Deutlich sichtbar und in jeder Beziehung wahrnehmbar ist das auch im Bereich kirchlicher katholischer Praxis. Ist man als Priester zwecks Aushilfe als Gast in einer Pfarrei, stellt man fest, dass sich überall dasselbe Bild bietet, dass der Besuch des Sonntagsgottesdienstes verbreitet rapide geschwunden ist, dass ferner, ob in der Stadt oder auf dem Land, mit Ausnahme der Ministranten, die Schulkinder und die Jugendlichen fehlen, dass viele nur an Weihnachten, Ostern und anlässlich von Beerdigungen, Trauungen und anderen Kasualien in der Kirche anzutreffen sind. Die Gespräche und das Verhalten von Schülern auf dem Schulhof, der Austausch zwischen den Erwachsenen zu Themen wie Familie, Erziehung, Freizeit und Lebensqualität insgesamt sind dieselben ob in Zürich oder in einem Dorf in Obwalden oder im Bündner Oberland. Man kann auch aus Reaktionen auf Predigten hören, dass die Fragen und Probleme um die zentralen Botschaften des Glaubens, die Skepsis gegenüber der Kirche gerade auch bei den pfarreilich Engagierten austauschbar sind. Man könnte fast von einer Uniformierung des Empfindens, Denkens und Argumentierens sprechen. Überall grossflächig übereinstimmend dieselbe Mentalität. Und in etwa sind das alles auch Errungenschaften oder Spätfolgen des 68er Aufbruchs.

<sup>18</sup> Eberhard Schockenhoff, Versöhnung mit der Piusbruderschaft? Der Streit um die authentische Interpretation des Konzils, in: Stimmen der Zeit, 135 (Heft 4), April 2010, 219–228.

2. Der Pastoraltheologe Alois Müller befasste sich 1965 in einem Aufsatz in der *Civitas* mit der religiösen Grundbefindlichkeit der katholischen Studenten, wie sie sich beispielsweise auf dem Universitätsplatz Freiburg in der Schweiz manifestierte.<sup>19</sup> Das war kurz vor dem Abschluss des Konzils und noch vor dem ominösen Jahr 1968. Ihn beschäftigte und betrübte offensichtlich der Eindruck von einer «Apathie des Durchschnitts katholischer Studenten an der katholischen Universität gegenüber höherer religiöser Bildung und Betätigung». Müller sinniert, ob vielleicht mangelndes Interesse für religiöse Bildung eine Folge des «katholischen Milieus» sei. Man könnte hinzufügen, dass Hundertschaften von Abgängern aus katholischen Mittelschulen, die über Jahre zum täglichen Messbesuch verpflichtet gewesen waren, im unguten Sinn religiös «saturiert», die kirchliche und akademische Freiheit auch an einer katholischen Universität genossen.

Es war in den 80er Jahren. Ein frisch gewählter Nationalratspräsident, katholisch, der FDP angehörend, antwortete sinngemäss auf die Frage, wie er es mit der Religion halte, er sei in einer streng geführten katholischen Internatsschule religiös überfüttert worden und habe für sein Leben lang die Nase gestrichen voll von Kirche. Und das geschah vor versammeltem Schweizervolk, am Abend im Fernsehen.

Zurück zu Alois Müller. Er fragt besorgt, ob das katholische Milieu den «religiösen Appetit neutralisiert», während das nichtkatholische Milieu religiösen Appetit erzeuge. Die Frage wurde 1965 gestellt. Das katholische Milieu existiert nicht mehr, auf alle Fälle nicht in der Art und Weise, wie Alois Müller es vor Augen hatte. Ist aber unterdessen der religiöse Appetit gewachsen? Wir sollten die Frage nicht vorschnell verneinen. Im Gegenteil. Um beim Bild Müllers zu verbleiben. Es hat sich ein alternativer Appetit entwickelt. Kein Einheitsmenü ist gefragt. Man will à la carte essen. Und da sind der Angebote viele.

Man darf aber auch nicht vergessen, dass bei allen Unzulänglichkeiten vergangener Zeiten eine beachtliche Anzahl von Absolventen dieser klassischen katholischen Mittelschulen den Grundkurs in aristotelisch-thomistischer Philosophie, vermittelt über neuscholastische Lehrbücher, als bereichernd für die Formung ihres Denkens und ihrer Weltanschauung einstuften. Damit ist noch ein neues Stichwort fällig: «Katholische Weltanschauung», eine Gesellschaft, Wissenschaft und Politik umfassende katholische Geisteshaltung. Noch in den 50er Jahren boten die Jesuiten als Akademikerseelsorger in Zürich einmal in der Woche während des Semesters «Weltanschauungskurse» an. Das ist längst Vergangenheit.

Die Zeit triumphalistischer oder begeisterter Katholikentage ist für die Schweiz auch Geschichte. Der letzte fand 1954 in Freiburg statt. Und es findet sich niemand, der ein solches Unternehmen auch nur ins Auge fassen würde, schon gar nicht in der traditionellen Form. Es manifestiert sich aber ein internationaler Eventkatholizismus, vor allem für junge Menschen organisiert und

<sup>19</sup> Alois Müller, Katholische Universität und Student, in: *Civitas*, 21 (1965/66) 27–39; Urs Altermatt, Die Universität Freiburg auf der Suche nach Identität, Fribourg 2009.

durchgeführt. Diverse Kirchenleitungen setzen auf solche Massenveranstaltungen und wittern Morgenluft, obwohl man sonst dem «Volk dem grossen Lummel» nicht traut.

«Jesus ja – Kirche nein», war eine gängige Achtundsechziger Parole. Es gab auch die andere, verhaltene oder bloss beargwöhnte Einstellung: Theologie ja – Kirche jein. Das darf nicht gepresst werden. Aber auch ein sprechendes Beispiel: Die 1954 gegründeten Theologiekurse für katholische Laien (TKL), heute «theologiekurse.ch», erfreuten sich in der Deutschschweiz über fünfzig Jahre, offenbar unangefochten von *Humanae vitae* oder der *Causa Haas*, eines ungebrochenen Interesses und Zulaufs. Viele primär aus akademischem Milieu stammenden suchten eine reflektierte Vertiefung des Glaubens, was ihnen der Religionsunterricht und die Pfarreiseelsorge oder die offiziellen Verlautbarungen nicht vermittelten konnten.

Obwohl sich also immens vieles tut an intensiven Begegnungen und Kursangeboten sowie mit einer in dieser Dichte nie da gewesenen Mobilisierung von Spiritualität mit Gebet und Meditation, bleibt doch als Gesamteindruck, dass die katholische Kirche angesichts der seit Januar 2010 lawinenartigen Enthüllungen über sexuellem und gewalttätigem Missbrauch durch Priester und Hierarchen in einer veritablen historischen Krise steckt. Ein Bischof war da schnell zur Stelle und schob in geradezu dreister Naivität die Schuld dafür auch der 68er Bewegung zu. Da kann man nur hoffen, dass sich genügend gesunde Kräfte in der Kirche durchsetzen, welche ehrlich, mutig und selbstkritisch die heilende Richtung aufzeigen und nicht in billiger, beleidigter Abwehr die Ursache für die Not wohlfeil auf vermeintliche Sündenböcke abwälzen.

*«Auch so ein Alt-Achtundsechziger!» – Erlebnisbericht eines Zeitzeugen*

Die katholische Kirche erlebte 1945 nach Ende des Zweiten Weltkrieges keine eigentliche Zäsur. Diese setzte vielmehr 1958/59 ein mit dem Papstwechsel von Pius XII. zu Johannes XXIII. und mit der Ankündigung des Zweiten Vatikanischen Konzils. Das harmoniebedürftige Konzil überbrückte oder unterschlug virulente Themen wie den Zölibat und eine effektive Mitbestimmung in der Kirche, etwa bei Bischofsernennungen und erntete dafür eine andauernde Polarisierung. Ein Pendant zum 68er Aufbruch stellte der Aufruhr um die Enzyklika *Humanae Vitae* vom Juli 1968 dar, welche Autorität und Ansehen des Papstes in erhebliche Mitleidenschaft zog. Die westeuropäische 68er Bewegung schlug sich innerkirchlich atmophärisch, aber auch in der theologischen Publizistik, in dogmatischen, aber vor allem in ethischen Fragen nieder. Der dramatische Priestermangel, der Ende der 60er Jahre einsetzte und die restaurative Tendenz der letzten Jahre veränderte nicht nur die Zahl sondern auch die Qualität des Klerus massiv.

*«Encore un des ces vieux soixante-huitards!» – Témoignage d'un témoin de l'époque*

L'Eglise catholique ne vécut pas une césure à proprement parler en 1945, à la fin de la Seconde Guerre Mondiale, mais plutôt en 1958/59, lorsque le pape Jean XXIII subrogea Pie XII et que le deuxième Concile du Vatican fut annoncé. Le Concile, en quête d'harmonie, esquiva ou escamota des thèmes virulents, tels que le célibat ou la codécision au sein de l'Eglise – notamment lors de nominations d'évêques -, mais n'obtint par là qu'une polarisation permanente. Les émeutes provoquées par l'encyclique *Humanae Vitae*, qui contestait l'autorité et le prestige du pape, firent pendant aux révoltes de 1968. Le mouvement de 1968 en Europe occidentale imprégna l'atmosphère au sein de l'Eglise et résonna dans les questionnements dogmatiques et surtout éthiques du journalisme théologique. Le manque cruel de prêtres depuis la fin des années soixante et la tendance à la restauration des dernières années modifièrent lourdement non seulement la quantité, mais également la qualité du clerc.

*«Another old 68 veteran» – a report from a contemporary witness*

The Catholic Church experienced no sea change in 1945 after the end of the Second World War. This came later, in 1958–59, after Pope John XXIII succeeded Pius XII and the Second Vatican Council was announced. The Council had a need for harmony and as a result divisive differences on issues such as celibacy and effective participation in the church, for example in the nomination of bishops, were either papered over or suppressed. This created a permanent polarization. The political events of 1968 had their Catholic counterpart in the controversy over the *Humanae Vitae* encyclical of July 1968, which caused considerable damage to the authority and reputation of the Pope. The 1968 political movements in Western Europe influenced the general mood in the Catholic Church as well as affecting debate on matters of dogma in theological publications, especially as regards ethical issues. The dramatic shortage of candidates for the Catholic priesthood, which began at the end of the 1960s, and the «restoration» tendency of recent years have massively depreciated the clergy, both in quantity and quality.

*Schlüsselbegriffe – Mots clés – Keywords*

Achtundsechziger Bewegung – movement de 1968 – Movement of 1968, Konzilsgeist – esprit du Concile – spirit of the Second Vatican Council, Innerkirchliche Polarisierung – polarisation au sein de l'Eglise – polarisation within the Church, Horizontale Theologie – théologie horizontale – horizontal theology, Politische Theologie – théologie politique – political theology, Synode 72 – synode 72 – synod of 1972, Kollegialität und Zentrismus in der Kirche – collégialité et centrisme dans l'Eglise – collegiality and centrism within the Church, Subsidiaritätsprinzip – principe de subsidiarité – principle of subsidiarity.

*Albert Gasser, Dr.theol.lic.phil., Honorarprofessor und emeritierter Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Hochschule Chur.*

